

O

Pionierin!

In ihrem Heimatland wird sie von konservativer Seite als Schöpferin amerikanischer Pastoralen gefeiert und von lesbischen Verbänden in den homosexuellen Literaturkanon eingemeindet. Willa Cather's Leben und Werk scheinen so uneindeutig und teilweise widersprüchlich, dass es den zahllosen Bewunderern ihrer Literatur aus verschiedenen Richtungen bis heute nicht gelingt, die Schriftstellerin ganz für sich in Beschlag zu nehmen.

Wahrscheinlich sind ihre Bücher auch deshalb noch fast sechzig Jahre nach ihrem Tod so lesenswert. Schön also, dass sie gerade nach und nach neu übersetzt werden.



Willa Cather ist wieder auf Deutsch zu entdecken

Foto: Knaus

Von Ulrike Frenkel Es gibt nicht viele, die das können: Landschaften so beschreiben, dass man den Duft des Bodens riecht, die Schärfe des Winds spürt, das Rascheln des Grases hört. Willa Cather konnte es. Ihr großer Roman *Meine Antonia*, der Anfang letzten Jahres von Stefanie Kremer neu übersetzt wurde, lässt einen die Weite Nebraskas sinnlich erfassen, man kann die Geschwindigkeit fühlen, mit der die Eisenbahn das Land durchkreuzt, den Staub, das grelle Licht, die Kälte der Erdhöhlen, in denen seine ersten Bewohner hausten. „Wir sprachen darüber, wie es ist, seine Kindheit in solchen kleinen Städten zu verbringen, begraben unter Weizen und Mais, in stetem Kampf gegen die Kapriolen des Wetters: in den glühend heißen Sommern, wenn das Land grün und wogend unter einem strahlend blauen Himmel liegt, wenn die üppige Pflanzenwelt einen schier erstickt mit

den Farben und Gerüchen des wuchernden Unkrauts und der reichen Ernten; in den stürmischen, schneearmen Wintern, wenn das ganze Land grau und kahl gefegt ist wie ein Eisenblech.“ So hebt die Geschichte an, die zunächst eine weibliche Erzählstimme hat. Sie gehört der Herausgeberin des Buches, die auf einer Eisenbahnreise einen alten Jugendfreund wiedertrifft. Es verdankt sich einem literarischen Kunstgriff, dass die Wahrnehmung des Lesers dann plötzlich Jim Burden folgt, einem romantischen und leidenschaftlichen Rechtsanwalt, der einst als zwölfjähriger Waisenjunge im selben Zug wie die junge Böhmin Antonia in das Präriedorf Black Hawk gekommen war, um dort bei seinen Großeltern zu leben. Die Herausgeberin fragt Burden nämlich, ob er nicht seine Erinnerungen an das eigenwillige, beeindruckende Mädchen aus dem Ort, in dem sie alle gemeinsam aufgewachsen sind, niederschreiben wolle. „Mehr als jeder andere Mensch, an den wir uns erinnerten, verkörperte dieses Mädchen für uns das Land, die Umstände, das ganze Abenteuer unserer Kindheit.“ Wenig später erhält sie von ihm ein Manuskript mit dem Titel „Meine Antonia“. Es ist eine Liebeserklärung – an das Amerika der Pionierzeit und an ein weibliches Wesen, das Jim Burden gekannt und geliebt hat und dem er doch nie nähergekommen ist. Und es ist eine literarische Camouflage, denn wer hätte Anfang des 20. Jahrhunderts ein solch hingebungsvolles Frauenporträt aus der Feder einer Frau akzeptiert?

Ihre Augen waren groß und warm und voller Licht, wie sonnenbeschienene Weiher im Wald.

Kaum je ist eine weibliche Romanfigur so sensibel gezeichnet worden wie Antonia Shimerda aus Prag, die mit ihren Eltern und Geschwistern auf der Suche nach einem besseren Leben nach Nebraska zieht und als einzige aus der Familie der Härte der Prärie gewachsen ist. Antonias Mutter versagt beim Pflanzen, Einrichten, Kochen, Backen, es gelingt ihr nicht – anders als zum Beispiel Jims Großmutter – die Grundlagen für ein menschenwürdiges Leben in der neuen Heimat zu schaffen. Der Vater, ein begabter Geiger, erschießt sich vor lauter Verzweiflung über die Situation seiner Familie. Nur Antonia, eine einfache, lebenskluge Person, schafft es, mit Gefühl, Humor und unbändiger Kraft ihrem neuen Leben so etwas wie Glück abzutrotzen. Ihre Herzlichkeit strahlt schon aus ihren Augen, „sie waren groß und warm und voller Licht, wie sonnenbeschienene Weiher im Wald“. An diesen Augen erkennt Jim sie wieder, als er sie nach Jahren noch einmal besucht und sie ergraut, inmitten einer Kinderschar, vorfindet. „Sie brauchte nur im Obstgarten zu stehen, ihre Hand auf einen kleinen Wildapfelbaum zu legen und zu den Äpfeln hochzublicken, um einen spüren zu lassen, wie gut es war zu pflanzen, zu pflegen und schließlich zu ernten“, lässt Willa Cather Jim Burden mit begeisterten Worten schreiben.

Cathers Antonia gehört wie Alexandra aus ihrem Roman *O Pioneers!* (auf deutsch, leider vergriffen, *Unter den Hügeln die kommende Zeit*) zu den beeindruckenden, naturnahen, aktiven und konservativen Frauenfiguren, die von der Autorin in die amerikanische Literaturgeschichte eingeführt wurden. Cather erzählt die weibliche Seite der Pionierleistungen im 19. Jahrhundert, beschwört die Poesie und den alltäglichen Heroismus auf dem Feld, in der Küche, im Kinderzimmer, und erweitert dadurch die lange Reihe von Pastoralen männlicher Autoren um eine entscheidend neue Perspektive. Sie kann die Größe amerikanischer Landschaften evozieren, um dann aber eben nicht von der männlichen Eroberungsleistung zu handeln, durch die sie untertan gemacht wurden, sondern von der weiblichen Kleinarbeit, die sie kultivierten und lebenswert machten. Dass ihre Beschreibungen würdig und nie kitschig klingen, liegt wohl an der gleichzeitigen Nähe und Distanz von Willa Cather zu ihren Sujets – zur amerikanischen Prärie, die ja nie eine unschuldige Landschaft war, sondern Stätte der Ausrottung der Indianer, und zu den Siedlern, deren Nachfahren sich zu ihrer Zeit längst von den Idealen ihrer Vorfäter verabschiedet hatten und dem materiell orientierten „american way of life“ frönten.

Auf der anderen Seite ihres Werks finden sich denn auch die Gegenentwürfe zu den urwüchsigen, ländlichen Gestalten, Lucy Gayheart (im gleichnamigen Roman) zum Beispiel, eine begabte Pianistin, die aus ihrem Heimatdorf fortgeht, Klavierbegleiterin und Vertraute eines berühmten Sängers wird, den Heiratsantrag ihres Jugendfreundes ausschlägt und schließlich an ihrer hoffnungslosen Liebe zu dem älteren Künstler stirbt. Oder Thea Kronborg aus *Der Gesang der Lerche*, ein viel zielstrebigere Charakter als die von ihren Gefühlen getriebene Lucy, eine begabte Sängerin, die es durch eisernen Willen, Disziplin und Verzicht auf ein eigenes Leben ganz nach oben schafft. Und schließlich Myra Henshawe aus dem Kurzroman *Mein ärgster Feind*, eine sehr unentschiedene Gestalt, die außer ihrem anziehenden Wesen wenig Lebendigkeit zu bieten hat und sich durch ihren Hochmut und ihren Drang zu Höherem schließlich selbst mitsamt ihrem Ehemann zu Grunde richtet.

Diese Zweiteilung im Werk findet ihre Entsprechung in Willa Cathers für ihre Zeit – sie wurde 1863 in Virginia geboren und starb 1947 in New York – ungewöhnlicher Persönlichkeit. Schon als Jugendliche in der heimischen Kleinstadt Black Hawks in Nebraska fiel sie auf, weil sie Hosen trug und sich William nannte; auch später hat sie nie ein traditionell weibliches Leben geführt. Die Autorin, die ihre weite ländliche Heimat und deren Menschen besungen und unsterblich gemacht hat und deren Heimatstädtchen samt Umgebung längst in eine Art „Catherland“ für vergangenheitsverliebte Literaturpilger verwandelt wurde, suchte selbst frühzeitig ganz andere Welten. So nahe ihr die einfachen Leute standen, oft Originale, die aus Deutschland, Böhmen, Russland, Frankreich, Skandinavien eingewandert waren, so farbig sie später deren Tüchtigkeit, Mut, Menschlichkeit und Lebensfreude geschildert hat, so sehr zog es sie selbst früh zur Kultur, zu Theater, Literatur und Musik und zu den großen Städten hin.

Willa, eigentlich Willela Cather, absolvierte denn auch als einzige ihrer Familie ein Studium, unterrichtete Latein und Englisch und war lange Zeit als Journalistin tätig, unter anderem in Chicago und New York. Sie verbrachte ihr ganzes erwachsenes Leben mit Frauen; ob sie tatsächlich lesbisch war, ist unbekannt – sie hat rechtzeitig dafür gesorgt, dass alle Spuren ihres privaten Lebens wie Briefe oder Tagebücher vernichtet wurden. Von ihrer späten Jugend an arbeitete sie unermüdlich an ihrem unverwechselbaren, kraftvollen Schreibstil, ließ sich dabei zunächst stark von dem von ihr bewunderten Henry James beeinflussen und orientierte sich später auf Rat der älteren Schriftstellerin und Mentorin Sarah Orne Jewett mehr zu der Thematik hin, die sie berühmt machen sollte: „O Pioneers!“

Der Künstler, armer Kerl, hat nur eine Sorge, eine Hoffnung, ein Ziel – sein Werk.

Auch in ihren späteren, eher städtisch geprägten Romanen haben die Figuren zumindest einen ländlichen Hintergrund und immer schimmert Willa Cathers Lebensthema durch die Textoberfläche: Es ist eine Art Bruch, ein schwacher Haarriss innerhalb der sogenannten Realität, zwischen dem äußeren und dem geheimen inneren Leben ihrer Figuren, zwischen eingeborenen Indianern und weißen Eroberern, zwischen den Idealen der ersten Siedler und der materiell ausgerichteten Lebenswirklichkeit ihrer Nachfahren. Immer leiden ihre Figuren auch an einer Verschiebung in ihrer sexuellen Identität, etwas, das Willa Cather selbst als „the thing not named“ bezeichnet hat, etwas Ungesagtes, ja Unsagbares, eine Leerstelle, die umschrieben und interessant gemacht wird.

Während ihre Zeitgenossen Gertrude Stein, Djuna Barnes, James Joyce sich den Experimenten der Avantgarde aussetzten, die Wirklichkeit fragmentierten und neu zusammensetzten, also Sprachzerstörung betrieben, versuchte sie sich daran, die Störungen im menschlichen Betrieb ihrer Zeit durch mehrschichtige, in ihren eigenen Worten „unmöblierte“ Wortbilder von Landschaften, Frauen und Männern zu erfassen. „Ihr Sarkasmus war so flink und scharf – es war, als würde man von einem Metall gestreift, das so kalt ist, dass man nicht mehr weiß, ob man nun verbrennt oder bis ins Mark gefriert“, lässt Cather ihre junge Erzählerin Nellie nach deren erster Begegnung mit Myra Henshawe schreiben, über die sie schon viel gehört hat, die sie bewundert und vor der ihr gleichzeitig graut. Sie wird dann das illusionslose Porträt einer Frau zeichnen, die in ihrer Jugend „die Schillernde gewesen war, die Schöne, und ihr Leben war so aufregend und bewegt verlaufen, wie das unsere eintönig war“, die dann wegen ihrer nicht standesgemäßen Heirat enterbt wird und schließlich, um nicht in einer billigen Pension zu enden, noch ihren Tod stilvoll am Pazifik inszeniert.

Die Liebe kommt hier, wie auch in den anderen Büchern von Willa Cather, nicht gut weg, die romantischen Gefühle tren-

nen Myra von ihrer eigentlichen Bestimmung. Als Ehefrau eines ihr, wie sie zu spät feststellt, eigentlich unwürdigen Mannes muss dieser tatsächlich „ihr ärgster Feind“ werden. Es ist ein zutiefst pessimistischer Blick, den die fortschrittsfeindliche Willa Cather da auf das menschliche, vor allem weibliche Streben nach Freiheit, Selbstbestimmung und Liebe wirft. Sie selbst bekannte sich immer dazu, ihr Leben gegen die Kunst eingetauscht, sich den menschlichen Leidenschaften nicht ausgesetzt zu haben, und formulierte: „Der Künstler, armer Kerl, hat nur eine Sorge, eine Hoffnung, ein Ziel – sein Werk. Das ist alles, was Gott ihm gegeben hat; statt Liebe, Glück, Beliebtheit, nur dies.“

A Life Saved Up heißt auch Hermione Lees große Studie über Willa Cather, die leider noch nicht ins Deutsche übersetzt wurde. Doch vielleicht führt die Wiederentdeckung von Willa Cathers komplexen, sprachlich funkelnden Werken (für die Vorworte konnten Autorinnen wie Elke Schmitter, Antje Rávic Strubel und Alexa Hennig von Lange gewonnen werden) ja dazu, dass man sich auch für die Forschungsarbeit der berühmten britischen Literaturwissenschaftlerin interessiert. Lee sieht die amerikanische Autorin als Meilenstein in der Geschichte weiblicher Schriftstellerei, rätselhaft, androgyn, eigenartig hellsehtig und fast starrsinnig, bewahrerisch zugleich. Und sie hält sie in der Wirkung für nicht weniger bedeutend als Virginia Woolf oder Elizabeth Bowen in England. „Ihre außergewöhnliche Mischung“, schreibt Lee über Cather, „wirft mich immer noch um: die Energie und Kühnheit, die Gewalt und der kalte Realismus, die dunkle, lyrische Ruhe, die sie auszeichnet, die Freude und Erregung, die immer wieder aufbrausen.“ //

Zum Weiterlesen:

Meine Antonia. Übersetzt von Stefanie Kremer. Knaus Verlag, München 2008. 319 Seiten, 19,95 Euro

Lucy Gayheart. Übersetzt von Elisabeth Schnack. Manesse Verlag, München 2008. 346 Seiten, 19,90 Euro

Mein ärgster Feind. Übersetzt von Stefanie Kremer. Knaus Verlag, München 2008. 112 Seiten, 14,95 Euro

Die Frau, die sich verlor. Übersetzt von Eva Brückner-Tuckwiller. Knaus Verlag, München 2009. 160 Seiten, 16,95 Euro

Der Tod bittet den Erzbischof. Übersetzt von Irma Wehrle. Manesse Verlag, München 2007. 352 Seiten, 19,90 Euro

Hermione Lee, **Willa Cather. A Life Saved Up.** Virago Press, London 2008. 398 Seiten, 10,99 Pfund

Ulrike Frenkel ist freie Journalistin und lebt mit ihrer Familie südlich von München.